

Kuniaunde.

Frei nach Grimms deutschen Sagen. — Von Hans Bernhard.

In jenen Tagen als Herzog Johann Kasimir in Coburg regierte, verwaltete ein gewisser Clemens von Jedwitz das Amt des Stallmeisters. Erst kurz nachdem der Edelmann in die Dienste des Fürsten getreten war, hatte er Dorothea Schwöber, das einzige Kind eines Nürnberger Patriziers, geheiratet. Das junge Paar bewohnte in der Spitalgasse ein geräumiges Haus, das, in der Voraussicht darin ein langes Leben voll Glück und Wohlstand zu verbringen, nach dem Herkommen der reichen Frau aus Kothbarkeiten eingerichtet war.

Nun begab sich eines Tages, als Clemens um die Mittagszeit von seinen Dienstgeschäften heimkehrte, er zu seinem Betenden Dorothea in unschlicher Weise auf der Treppe sitzen sah. Während er mehr bestürzt als erjümt auf Dorothea trat, um sie zu schelten, warum sie denn in aller Welt hier wie ein Bettelweib auf der Treppe liege, sprang sie strads auf und eilte, wobei sie ein törichtes Geschlächter ausstieß, wie nährlich die Treppe hinauf. Das Erstaunen des Ehemannes blieb jedoch ins Fassungslale als er das Wohnzimmer betrat und hier seine Frau über eine Stiderei gebeugt sitzend antraf, ganz wie jemand, der sich bereits seit Stunden diesem stillen Zeitvertreib hingegeben hat. Clemens versuchte begreiflicher Weise umsonst diese geruhame Beschäftigung mit dem vorangegangenen Gebahren in Einklang zu bringen. Als dann aber erst Dorothea ihr liebes von blonden Locken umrahmtes Gesicht ihm mit der Frage zuwandte, warum er denn so lange auf sich warten ließe, konnte Clemens das beabsichtigte Wort der Rüge nicht mehr über seine Lippen bringen und er umarmte und küßte Dorothea, wie es sich für einen jungen Ehemann geziemt.

Bald darauf setzten sich die beiden zu Tisch um das Mittagsmahl einzunehmen, dem Clemens mit umso größerem Appetit entgegen sah, da ihm zwei seiner Lieblingsgerichte Karpfen mit Drossen in süßen Wein und Huhn mit Muskatblumen in Aussicht gestellt worden waren. Wie enttäuscht haben ihn aber die Eheleute an, als nach der Suppe die Magd anstatt der erwarteten Speisen Gänsegerichte mit Erbschöden auftrug, ein Gericht, das von ihnen bisher niemals genossen und jetzt sogar mit bösen Widen des Widerwillens betrachtet wurde. Es fehlte nicht viel und die empörte Hausfrau hätte der herbeizureufenden Köchin die Schüssel nebst deren Inhalt an den Kopf geworfen. Dem Vorwurf, wie sie sich untersehen könne, nach eitlem Guckbinten den Küchensettel zu ändern, was nach der Wahl außerdem einer ausgelochten Rossheit gleichkäme, entgegnete die sogleich in Tränen ausbrechende Köchin, die gnädige Frau habe ihr doch selbst in der Frühe die Zubereitung dieses Gerichtes anbefohlen. Dorothea und Clemens sahen sich vielsagend an und glaubten nicht anders, als daß die biedre Person dem Schwachhinn verfallen sei. Nur der Umstand, daß die Köchin in Dorotheas elterlicher Diensten ergraut war, verhonte sie davon als Zügnerin aus dem Hause gejagt zu werden. Nach diesem Zwischenfall, den Clemens mehr nach der humoristischen Seite auffaßte, fühlte er sich ermuntert, da wie er meinte, am heutigen Tag nun einmal schon das Ungewöhnliche an der Ordnung sei, Dorotheas Treiben auf der Treppe zu erwähnen, worauf Dorothea aber gezeigt erwiderte, für derartige dumme Späße habe sie jetzt aber ganz und gar keine Laune.

Um seine Gemahlin, die sich über den kullinarischen Ausfall eigentlich etwas über Gebühr erregt hatte, nach Art von Deuten, die keine sonstigen Sorgen haben, auf andere Gedanken zu bringen schlug Clemens vor, den schönen Nachmittag zu einer Wagenfahrt über Land auszunutzen und bei dieser Gelegenheit einen Besuch von Freunden zu erwidern, die einige Meilen von Coburg entfernt einen Landhitz bewohnten. Dagegen hatte nun Dorothea nichts einzuwenden, da sie war froh, einige Stunden den Ort zu verlassen, wo ihr soviel Argernis willfahren sei. In einer Stunde hatte der Wagen des Stallmeisters das in einem lieblichen Tal gelegene Besitztum erreicht, wo den Ankommenden aber die Nachricht theilte wurde, daß die Herrschaften zu einer Kindtaufe geladen und nicht vor der Nacht zurückzuerwarten seien. Allerdings ließ es sich die Haushälterin, eine entfernte Verwandte von Clemens, nicht nehmen, die Gäste zu einem Aufenthalt zu bewegen und ihnen einige Erfrischungen reichen zu lassen. Dies Anerbieten wurde von Dorothea umso lieber angenommen, da sie durch die Fahrt in der Hitze ober von dem immer noch nicht überwundenen Arger über heftige Kopfschmerzen klagte. Da das Absehbefinden war bezart, daß Dorothea sogar darum bat, sich eine Weile in ein kühles und halbdunkeltes Zimmer niederlegen zu dürfen.

Währenddessen vertrieb sich Clemens die Zeit damit, die Besichtigung zu beschleunigen. Nachdem er alles nach Gebühr bewundert hatte, ließ er sich im Park auf einer am Teiche stehenden Bank nieder. Kaum daß er da gesessen, wurde er von einer großen Müdigkeit befallen und unter dem Rauschen der Bäume in eine Art Dämmerzustand versetzt. In diesem Zustand schien es ihm nur möglich, daß er, ohne Schritte gehört zu haben, plötzlich Dorothea vor sich stehen sah. Clemens sprach seine Freude darüber aus, daß sie sich so schnell wieder erholt habe, wobei seine Frau ihn nur holdselig anlächelte, und sich an ihn schmiegte, was Clemens als eine stille Über-einkunft hinnahm, Schweigiam Arm in Arm an diesem schat-tigen Platz zu träumen. Hierbei übermannte Clemens die fremdlicher Weise der Schlaf nun vollkommen. Als er nach geraumer Zeit erwachte, sah er zu seiner Verwunderung allein auf der Bank. Es schien Clemens recht zweifelhaft, ob seine Frau tatsächlich an seiner Seite gesessen, oder ob er alles nur geträumt habe. Da der Himmel bereits roth angehaucht war und die Vögel ihre Abendlieder sangen, eilte Clemens ins Herrenhaus, um seine Frau zur baldigen Rück-fahrt anzuhalten. Clemens kam sich wie vor den Kopf ge-schlagen vor, als ihm seine Frau von der Freitreppe herunter in Thränen aufgelöst wütend entgegenschrie, daß er ein ab-scheulicher Ehebrecher sei, denn er habe es gewagt, sich mit einer Frauensperson im Garten zu umarmen und zu küssen, was sie mit ihren eigenen unglücklichen Augen vom Balkon

habe zusehen müssen. Clemens machte große Augen und war so sprach- und fassungslos, daß er Dorothea nicht einmal entgegen konnte, daß sie es doch nur gewesen sei, mit der er Zärtlichkeiten getauscht habe.

Die Heimfahrt wurde schweigend und in übelster Laune angetreten. Alle Einwendungen des Stallmeisters fanden nicht den geringsten Anklang und als er gar meinte, ein Gespenst wolle sie zum besten halten, schoß der Unwillen der gekränkten Gattin erst recht ins Kraut.

Die Sterne funkelten bereits über den Giebelbähern, als das verzante Paar mit verdrießlichen Mienen zu Hauſe aus dem Wagen ſieg. Die junge Frau, die ihre ſchlechte Laune in einem beſonders ſchnellem Weſen zum Ausdruck brachte, rannte beſehende die Treppe hinauf, ſo daß ſie zuerſt und allein das Schlafgemach betrat, während ihr Mann, in der Vorausſicht, nur einer Fortſetzung des Streites entgegenzugehen, ſehr gemächlich die Stufen ertlimm. Ein gellender Schrei ließ ihn indeſſen ſeine Schritte beſchleunigen und zu ſeinem Schreden fand er ſeine Frau ohnmächtig auf dem Bodenteppich des Schlafzimmers liegen. Als Dorothea nach einigen Bemühungen wieder ins Bewußtſein erweckt war, ſammelte ſie mit blutleeren Lippen, daß eine Geſtalt ganz wie ſie ſelbſt mit genau demſelben Kleid angetan auf dem Bett geſeſſen habe, und ihr mit einem höhnlichen Lachen entgegengetreten ſei. Wie leid dem Stallmeiſter Dorothea des erlebten Schreckens wegen tat, ſo hatte er wenigſtens die Befriedigung, für ſeine Unſchuld gerechtfertigt zu ſein; denn für Clemens und Dorothea gab es jetzt keinen Zweifel mehr, daß hier ein Geiſt ſein hoſhaftes Weſen trieb, und daß ſämtliche außergewöhnlichen Zuſammenfälle, die ihnen begegnet, damit in Zuſammenhang ſtünden. Auf Betreiben der mählig erregten jungen Frau wurde nach ihrem Beichtvater Johann Bräuker geſchickt, von dem allein ſie Rat und Beistand gegen das Treiben dieſer erſchreckenden Erſcheinung erhoffte. Nur unter Murren willigte der alte Herr ein, dem hingerandten Boten, um dieſe ipäte Stunde zu folgen. Als er aber das Nähere aus dem Munde ſeines Beichtkinds erfuhr, bereute er nicht mehr die Bequemlichkeit ſeines Studierzimmers verlaſſen zu haben.

Zuerst galt es einmal festzustellen, ob das Gespenst, denn nichts anderes mutmaßte man hinter diesen Vorfällen, bereits früher in diesem Hause geipst habe, oder ob es erst durch die Annäherung des jungen Paares in Thätigkeit gebracht worden wäre. Endlich ob es sich um ein höllisches Wesen handele oder um eine tugendlose Seele, der man zur Erlösung verheissen müsse. Johann Bräuer kannte den Lebenswandel seines Beichtkinds zur Genüge, um zu wissen, daß ihre Seele nichts belastete was diesen störenden Geist irritirt hätte können. Somit kam also nur das Vorleben des jungen Chemannes in Frage und wirklich gelang es dem Spürsinn des geistlichen Herrn mit einigen geschickten Fragen mit aller Wahrscheinlichkeit die Ursache zu erhehlen.

Etwa ein Jahr bevor Clemens Dorothea kennengelernt hatte, hatte er sich der heftigsten Zuneigung einer bereits angeführten Dame namens Kunigunde zu erwehren. Denn leider brachte Clemens diesem leidenschaftlichen Interesse nicht ein gleiches Gefühl entgegen, und die Behandlung seinerseits hielt sich stets im Rahmen eines sehr ergebenden, aber durchaus formellen Tones. Als nun gar noch Dorothea in den Lebenskreis von Clemens trat, hatte er erst recht kein Auge und Ohr mehr für das unglücklich liebende Fräulein. Ganz überraschend vernahm man dann eines Tages den durch einen Unfall bei einer Kahnpartie erfolgten Tod Kunigundes. Man munkelte allerdings, die Dame wäre nicht ganz ohne freien Willen ertrunken, da eine unglückliche Liebe sie aller Lebenslust beraubt hätte.

So ist es und nicht anders, frohlockte der geistliche Ratgeber, während er ein Glas goldenen Weines mit Rennermienne betauch und dann voll genießerischen Geräusches ausschürfte.

War nun auch die vermeintliche Ursache der Erscheinung festgestellt, so handelte es sich nun darum, wie man dieses unglückliche Wesen bannen und erlösen könne. Als das probirteste Mittel wurde allgemein die Räumung des Hauses besunden, da erfahrungsgemäß Geister meist an einen bestimmten Ort gebunden sind. Wie schwer es auch Dorothea fiel, das kaum liebgegewonnene Haus wieder zu räumen, so tat sie es andererseits guten Muths und voller Freuden, offenbarte ihr doch diese bisher unbekannte Geschichte, wie teuer ihr die Zuneigung von Clemens sein mußte.

In der Franziskanergasse gegenüber dem Kloster gleichen Namens war bald ein geeignetes Haus gefunden, dessen Räumlichkeiten sogar diese in der Spitalgasse an Größe und Bornehmheit noch übertrafen.

Nur nachdem die letzten Korbstücke aus der alten Wohnung hinausgeschafft worden waren, unterzog der Stallmeister sein ehemaliges Domizil einer letzten Besichtigung. Zu seinem Entsetzen trat ihm, während er gerade die dämmerige Diele durchschreiten wollte, hier abermals die ungeliebte Kunigunde entgegen. Wiederum, zum Verwechseln seiner Ehefrau gleichend, rief sie diesmal Clemens mit einer fürchterlichen Stimme zu: Er möge so oft und so weit umziehen wie er wollte, sie verfolge ihn überall bis ans Ende der Welt, nur wenn... Die Worte des letzten Satzes verschlang der Lärm mit dem das Gespenst die Thür nach dem hinteren Stiegenhaus mit solch übermächtiger Kraft zuschlug, daß trotz aller Kraftanstrengung es niemand gelang, sie jemals wieder zu öffnen. Der Stallmeister selbst und alle, die ihm in dieser Sache eines Urtheils fähig schienen, vermutheten in diesen Worten des Gespenstes nur eine leere Drohung und glaubten gerade in der Festigkeit des Auftritts die Buth des seiner Tätigkeit beraubten Wesens zu erkennen. Diese mutmaßliche Meinung bekräftigte auch in

der Folge ihre Wichtigkeit, denn die ersten Wochen vergingen, ohne daß das Gespenst wieder erschienen wäre.

Nach all diesen Tagen der Aufregung empfand das junge Paar das ungestörte Glück wie eine Erlösung. Zudem war die Einfachheit ruhiger Verhältnisse noch auf einem anderen und höchst erfreulichem Grunde notwendig geworden. Dorothea trug ein Kind unter dem Herzen und es sollte nicht länger als zwei Monate währen, bis die junge Frau ihre Niederkunft erwarten durfte.

Es war in einer mondheingeseigneten Augustnacht als Clemens, von einer Festlichkeit im Schloß heimkehrend, das ehedele Schlafzimmer betrat und sich über seine bereits zu Bett liegende Gemahlin beugte um ihr den Gutenachtkuß zu geben. Während er seinen Blick in die Augen der Frau senkte, überkam ihn auf einmal das beständige und unheimliche Gefühl als wären diese Augen todt. Ein kalter Lufthauch durchwehte den Raum und Clemens schien es als stände er nicht mehr in diesem Zimmer, sondern vor einem dunklen Wasser, das ihn mit übermächtiger Gewalt in die Tiefe zu ziehen drohte. In demselben Augenblick als Dorothea das Zimmer betrat, aus der Küche kommend, wo sie sich eine kühlende Limonade bereitet hatte, verschwand die Gestalt auf dem Lager. Diesmal konnte die Aufregung keine Grenzen. Nicht nur deswegen weil sich die ganze häusliche Veränderung als umsonst erwies, in erster Linie befürchtete man den ungünstigen Einfluß der erneuten Störung auf den Zustand Dorotheas, der für die werdende Mutter und das Kind die schlimmsten Folgen haben konnte. Nunmehr trat auch den Bemühen um die Lösung der räthselhaften und damals von Clemens unverständlichen Worte, die das Gespenst ausgerufen hatte, wieder erneut in den Vordergrund. Da nach der mutmaßlichen Äußerung des Gespenstes das Aufgeben seiner Thätigkeit an die Erfüllung einer bestimmten Bedingung geknüpft sein sollte, so bemühte sich Clemens Tag und Nacht hinter den Sinn des unvollendeten Satzes zu kommen. Aber es blieb ihm nach wie vor ein Räthel.

Inzwischen war auch die Kunde von diesen seltsamen Erscheinungen zu dem Fürsten und dessen Gemahlin gedrungen, die sich verpflichtet fühlten, den mehr theilhaft als körperlich Bedrohten beizustehen und ihnen Beweis des Mitgefühls zu geben. Den Stallmeister ernannte der Herzog zum Schlosskommandanten, nicht nur um seine Verdienste zu lohnen, sondern um ihm und seiner Frau ein Unterkommen im Schloß selbst zu bieten, wo nach des Herzogs Meinung das Geheiß einen schweren Standpunkt als sonstwo finden sollte. Die Fürstin nahm sich besonders Dorothea liebend an. Und ließ ihr eine Behandlung zuteil werden, als wäre die junge Frau ihresgleichen. So waren Clemens und Dorothea innerhalb dreieiertel Jahren zum dritten Male umgezogen und bewohnten jetzt im linken Seitenflügel eine riesige Etage, wo man den schönsten Ausblick auf den Park und seine Wasserküste hatte.

In diese Jahreszeit fiel auch der Geburtstag der Fürstin. Der festliche Tag wurde nach altem Brauch mit dem Abbrennen eines Feuerwerks beschlossen und getront, für das Volk zumal, das in dichten Reihen an den Paragittern stand, um das seltene und gleißende Schauspiel zu genießen. Die hohen Herrschaften und ihre zahlreichen Gäste harzten bereits auf der Terrasse dem Beginn des bengalischen Spektakels. Die Fürstin, umgeben von ihren Hofdamen, hatte ihren Kneffen, einen Sjähären Knaben, lieblosend auf ihrem Schoß sitzen, als sie Dorothea auf sich zukommen sah. Während die Fürstin Dorothea noch huldvoll zulächelte, schlug ihr die schnell vorübergehende Gemahlin des Schlosscommandanten plötzlich mitten ins Gesicht. Das Entsetzen und die Empörung der Umstehenden läßt sich in Worten nicht ausdrücken. Es war das Erste, daß man zu Clemens eilte, damit er seine, scheinbar von allen guten Geistern verlassene Gemahlin über ihr unerhörtes Benehmen zur Rechenschaft ziehe. Der Gesuchte sah im Kreise einiger junger Paare am äußersten Ende der Terrasse, wo man zum allgemeinen Staunen ebenfalls Dorothea antraf, die nicht einen Augenblick diesen Gesellschaftskreis verlassen hatte. Wiederum hatte also der unheilvolle Geist sein böses Spiel getrieben. Während aber Kunigunde bisher sich darauf beschränkt hatte, nur das eheliche Einvernehmen zwischen Clemens und Dorothea zu stören, so war es diesmal unzweifelhaft, daß das Gespenst sogar nicht davor zurückscheute, die ihr verhaßte junge Frau vor aller Welt zu blamieren und unmöglich zu machen.

Eigentlich zeitiger, wie erwartet, und vielleicht beschleunigt durch die körperliche Erschütterung dieses unangenehmsten aller Zwischenfälle, wurde Dorothea in der folgenden Nacht von einem gesunden Mädchen entbunden. Wie groß auch nun die Freude über die glücklich verlaufene Geburt war, so beschränkte man doch, daß sich das unberechenbare Geistesstillsitzen sogar an dem jungen Leben vergeißen und rächen werde. Der Beichtvater Johann Prüßner, der auch diesmal zu Räte gezogen, meinte indessen, ob man das Geistesstillsitzen nicht durch die Ehre beschleunigen solle, indem man dem Neugeborenen den Namen Kunigunde geben würde. Und so wurde wirklich zwei Tage, nachdem das Mädchen das Licht der Welt erblickt hatte, dieses auf den Namen Kunigunde getauft. Tatsächlich schien es so als ob durch die Geburt dieser jungen Menschenlebe der unglückliche Geist erlöst worden und durch die große Liebe, die Clemens und Dorothea nun der kleinen Kunigunde entgegenbrachten, von seiner unseligen Eifersucht befreit wäre. Wenn jetzt Clemens über den vermeintlichen Sinn, der damals unverständlichen Worten nachhann, so glaubte er annehmen zu müssen, daß es nur diese seltsame Bebingung gewesen sein könne, die der Geist für sein Verschwinden verlangt hätte. Clemens hatte umsomehr Veranlassung an die Wahrheit dieser Auslegung zu glauben, da das Geistesstillsitzen von dieser Zeit an ungeschehen blieb und nur in Gesprächen dachte man seiner noch, nicht voller Arger, sondern mehr wie eines Toten, für dessen ewige Ruhe und Seligkeit man betet.

Die Welt der Frau.

Falten im Gesicht.

Von Carmen Sylva.

„Sieh mal, Kuri, Großmutter ist eingeschlafen!“
„Ja, Kuri, Großmutter ist eingeschlafen! Was fangen wir nun an?“

„Wir wollen sie hüten, Kuri, bis sie wach wird!“

Und da saßen die beiden Kinder auf Schemeln, vor der Großmutter und sahen sie an und wunderten sich über die Falten, die vielen Falten im Gesicht und flüsterten miteinander über die Falten, und warum sie da seien, und was sie wohl zu bedeuten hätten, denn man sieht doch nie die Falten wachsen, wie man Haare wachsen sieht oder Augenbrauen oder Nägel, und auf einmal sind sie da und gehen nie mehr fort. Darüber wunderten sich die Kinder miteinander und sahen immer der Großmutter ins Gesicht, die immer fester und tiefer zu schlafen schien, und endlich wurden sie müde vor lauter Hinsehen und schliefen selbst ein: und da träumten sie einen sonderbaren Traum. Sie träumten, daß sie die Falten fragten, woher sie kämen, und die Falten begannen zu reden und ihnen ihre Geschichte zu erzählen. Und die Kinder konnten gar nicht müde werden zu fragen und zuzuhören, wie die Falten ihnen erzählten. Da war eine Falte zwischen den Brauen, die sagte, sie sei zu allererst gekommen, als Großmutter noch sehr jung war, und als es eine Zeit gab, da ihr Mann, der Großvater, auch noch sehr jung war, ja, die Kinder sahen auf einmal beide ganz jung vor sich stehen — in der der Großvater eine Sache nicht unterlassen wollte, die gegen seine Überzeugung ging, und da hatte er seine Stellung verloren und hatte nichts zu tun und konnte nichts mehr verdienen und die kleinen Kinder, deren damals schon zwei waren, hatten nicht immer zu essen, und selten viel, und die Mutter stiftete und stiftete und tat alles selbst, weil sie kein Mädchen mehr halten konnten, und verkaufte ein Stück nach dem anderen von ihrer Aussteuer, bis endlich der Vater in einem anderen Lande doch wieder eine Stelle bekam und es ihnen nun wieder gut ging. Aber die dumme Falte wollte nicht mehr vergehen. Der Großvater schien sie gar nicht zu bemerken, solange es ihnen so schlecht ging, aber als die guten Tage kamen, da strich er oftmals mit dem Finger leise darüber oder küßte sie, damit sie vergehen sollte, aber die Falte war da, und wie sehr auch der Mund lächelte, und wie lieblich auch das Gesicht der Großmutter war, und wie jung und wie schön, von goldenen Haaren eingerahmt, die Falte zwischen den Brauen wollte nicht vergehen. Die Brauen waren schön geschwungen und dunkel gegen das goldene Haar, und die Augen waren dunkelblau und hatten einen so lieben Ausdruck, daß die Kinder sich gar nicht satt sehen konnten an der wunderschönen Großmutter und selbst gern gewollt hätten, die Falte möchte vergehen, damit man gar nicht sehen sollte, daß sie so sehr gelitten und so viel Angst ausgestanden, sie würden bis zum Ende doch nicht genug haben, um mit Ehren weiterleben zu können und den Kindern eine gute Erziehung zu geben. Dann kam eine sehr lange schwere Krankheit zu einem der Kinder, und am Ende derselben starb ein wunderschöner Knabe, den sie unendlich geliebt hatte, und da weinte sie die ganzen Nächte, während sie an seinem Bette wachte oder ihn in ihren Armen hielt, um seine Leiden zu beruhigen. Da kamen auf einmal mehrere Falten quer durch die Stirn und auch welche um die Augen vom vielen Weinen, und die Falte niemand fort, denn der Großvater hatte selbst welche bekommen und ein paar graue Haare, die ersten in Haar und Bart, und er bemerkte gar nicht, daß die Großmutter auch älter geworden, gerade so wie er. Dann kamen noch mehr Kinder, aber die Falten vergingen nicht mehr, die erzählten ihre Geschichte, und die beiden Kinder sahen, wie sie immer tiefer wurden, und immer deutlicher, und dann kamen Jahre, in denen der Großvater viel Bekanntheit erdulden und Unrecht leiden mußte, weil böse Menschen ihn verlagert hatten und er zu stolz gewesen war, sich zu rechtfertigen und gemeint hatte, der Gerechte brauche das nicht, den schütze sein gutes Gewissen. Ja, gewiß ist das Gewissen eine große Kraft vor sich selber, aber nicht vor den verblendeten Augen der Menschen, die nicht immer sehen wollen, wenn ihr Interesse den anderen Weg geht, und die in ihrem Unverstand einem sehr weh tun können. Da bekam die Großmutter mehr Falten als der Großvater; da kamen zwei Falten rechts und links von der Nase, die zogen sich nach den Mundwinkeln herunter, wo sonst nur Grübchen und freundliches Lächeln gewesen war, und das machte Großmutter auf einmal so alt. Aber auch da kamen wieder bessere Zeiten, und das freundliche Lächeln kehrte wieder, aber die Falten waren da und ließen sich nicht fortwischen. Dann kam wieder eine sehr schlimme Zeit, da ging es mit einem Sohn nicht gut, den die Kinder gar nicht kannten und von dem sie gar nicht hatten erzählen hören: er mußte wohl etwas Unrechtes getan haben, denn sein Vater wurde ganz weiß, und es gab viel schlimme Worte, und der junge Mann wurde fortgeschickt, man sagte nicht wohin, aber er sollte nicht mehr wiederkommen, und die Mutter weinte viel, viel mehr, als da der liebe Gott ihren Liebling in den Himmel rief. Die Kinder verstanden nicht recht, was der Dattel getan hatte, aber er kniete vor seinen Eltern und weinte bitterlich, aber der Vater sagte ihm, er müsse fort, er könne hier nicht bleiben, und die Mutter packte für ihn und weinte und weinte, und als der Sohn fort war, da war Großmutter ein ganz altes Großmutterchen, beinahe so alt, ja noch viel älter als in diesem Augenblick.

Die Kinder weinten im Schlafe mit, denn sie konnten es gar nicht ansehen, wie Großmutter weinte. Aber dann wurde es doch wieder heller im Hause, die Tochter verheiratete sich, aber das war für alle Menschen eine viel größere Freude als für Großmutter, die immer im stillen weinte, weil sie ihr Kind hergeben sollte, die geliebte Tochter, und das viele Weinen brachte viele neue Falten, sogar ums Kinn, das vorher noch so rund und jung gewesen war und nun anging, spitz zu werden und faltig, und am Halse zogen sich Falten hin, und sogar die Hände sahen nicht mehr so rund aus. Dann heiratete ein Sohn, und die Schwiegertochter kam, und das war der Kinder liebes Mutterchen. Die Kleinen dachten: „Wie schade, daß Mutterchen nun gar nicht weiß, wie schön Großmutterchen gewesen ist!“ — Und dann wurde der Großvater krank, und da bat sie ihn um etwas, sehr, sehr, und er sagte lange nur Nein, bis er merkte, daß er wohl sterben müsse. Da sagte er endlich Ja. Und es wurde ein Telegramm geschrieben, das sollte übers Meer gehen, nach Amerika, und die Kinder warteten und warteten mit der Großmutter an Großvaters Bett. Großmutter sah immerfort nach der Uhr und nach dem Fenster, und kein Schlaf kam in ihre Augen, keine Speise über ihre Lippen. Dem Großvater ging es immer schlechter und schlechter. Aber auf einmal, da richtete er sich hoch auf und deutete nach der Tür, und in der Tür stand — die Kinder sahen es genau — hoch und groß und dunkel und bärtig der Sohn, der einst fortgewiesen worden war und nicht mehr die Schwelle des

Vaterhauses betreten sollte. Großmutter lag mit einem Schrei in des Sohnes Armen, und dann wurde sie ohnmächtig, und der Sohn trug sie sanft bis aufs Bett neben Großvater und kniete neben seinen Geschwistern, und der Vater segnete ihn auch, während die Großmutter wieder die Augen aufschlug. Und alle knieten lange um das Bett, bis der Großvater nicht mehr lebte und die Großmutter ihm sanft die Augen zudrückte und sie noch küßte, damit sie nicht wieder aufgingen —

Dann sah sie immer neben dem heimgekehrten Sohn, und manchmal erzählte er ihr ganz leise von allem, was er im fernen Amerika erduldet, und wie er nun reich sei und sie mitnehmen wollte. Sie aber schüttelte den Kopf und sagte, sie könne nicht von hier fort, wo sie alt geworden. Und während sie so sprach, wurde sie wieder ganz jung, und die Falten begannen aus ihrem Gesicht zu verschwinden. Sie lächelte und sah so schön aus, daß die Kinder vor lauter Freude erwachten. Da sah Großmutter und schlief noch immer fest, — und in der Tür stand der große Mann, von dem sie geträumt, der kam ganz leise näher und sagte: „Mutter!“ Aber die Großmutter hörte nicht, sondern lächelte und schlief und wurde immer schöner und schöner, und die Falten gingen alle fort aus ihrem Gesicht, und sie sah so wunderschön aus, daß die Kinder daran dachten, wie sie sie jung gesehen. Der Mann aber sagte wieder: „Mutter!“, beugte sich vor und küßte ihr die Stirn. Dann aber richtete er sich rasch auf und sah sie wieder an und begann so bitterlich zu weinen, daß die Kinder mitweinten, sie wußten nicht, warum. Aber bald wußten sie, daß Großmutter im Himmel war und darum so selig ausgesehen hatte und so fröhlich und so jung.

Die Kinder sagten gleich: „Dattel!“ Und der fremde Mann wunderte sich, woher sie ihn kannten. Da erzählten sie ihm ganz einfach, wie sie nach den Falten gefragt und der Großmutter ganzes Leben geträumt hätten. Und als sie an die Stelle kamen, wo er vom Vaterhaus verwiesen wurde, da sprachen sie ganz leise, und der Mann wurde so traurig, daß die Kleinen sich eilten, von seinem Wiederkommen zu erzählen und von den anderen Dingen, die sie gesehen, und besonders, wie eine Falte nach der anderen gekommen, als Großmutter so schrecklich viel geweint. Sie sahen lange so bei der Großmutter, die immerfort so selig lächelte, und die Kinder erzählten und erzählten, und der Dattel konnte gar nicht aufhören zu fragen. Und als er alles wußte, sah er seine Mutter an und küßte immer wieder ihre Hände, als wollte er sie noch einmal um Verzeihung bitten, daß er so viele Falten in das liebe Gesicht gebracht. — Die Kinder hatten aber von da an große Ehrfurcht vor den Leuten, die Falten im Gesicht hatten. Und die Mutter sagte zu ihnen, sie seien Kinder, denen Gott eine große Gnade erwiesen hätte mit dem wunderschönen Traum, und sie sollten ihn wohl bewahren und nie vergessen.

Der Amtstitel gehört dem Mann!

Wenn die Frau Inspektor L. zu ihrem wöchentlichen Kaffeetrinken ging, kam sie in strenger Regelmäßigkeit eine Viertelstunde zu spät. Niemand nahm es ihr übel, es gehörte sich so. Denn die Frau Inspektor war die Ranghöchste in diesem Frauenkreis. Was bedeutete gegen sie eine Frau Obersekretärin M., eine Frau Sekretärin Sch. oder gar die gerade noch geduldete Frau Assistentin N. Rang, Gehaltsstufe und Befehlsgewalt des Herrn Inspektors gaben der Frau L. Würde und Überlegenheit. Und niemand hätte es sich einfallen lassen, etwa „Frau L.“ zu ihr zu sagen, solche Anrede hätte schlimme Folgen, möglichenfalls auch für den untergebenen Chemann, haben können.

Als Frau Inspektor L. einmal in ihrem Lebensmittelschrank von einem unerfahrenen Reuling mit „Frau L.“ angesprochen wurde, konstatierte sie den Laden. Allenfalls „Gnädige Frau“, das ließ man sich noch gefallen. Immerhin, gnädige Frau nannte man ja beinahe jede weibliche Person.

Herbstmäntel.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Eleganter Herbstmantel aus grauem Diagonal-Wollstoff mit großem Pelzschal.
Rechts: Eleganter Nachmittagsmantel aus feinem Wollstoff mit Stunkbesatz in Schalkform.

Frau Inspektor dagegen gewährte Abstand, Haltung, Ansehen.

Die Frau Inspektor, Frau Rechnungsrat, Frau Oberamtmann, Frau Doktor — sie alle werden unternehmen müssen. Von mehreren Kreisgruppen der nationalsozialistischen Frauenschaft und von zahlreichen Behörden sind jetzt Anträge und Anordnungen herausgegeben worden, in denen es unter anderem heißt: „Wir erwarten von allen Frauen, daß sie von nun an von jeglicher Bettelung absehen. Die Ehefrau hat keinerlei Anspruch auf den Amtstitel ihres Mannes. Sie darf sich deshalb auch nicht mit dem Amtstitel anreden lassen. Zu seiner Führung ist nur der Beamte selbst berechtigt.“

Nun ist die Frau Inspektor wieder die Frau L. Sie hat nicht mehr „das Brae“ in ihren Kränzchen und muß es sich gefallen lassen, daß man sie mit ihrem guten deutschen Familiennamen anredet. Und das ist gut so. Denn im neuen Deutschland ist kein Platz mehr für Ständesdünkel, Bornheimtuer und Eitelkeit. Ob Assistent oder Inspektor — sie tun alle ihre Pflicht im Dienst der Volksgemeinschaft und ihre Frauen können jede mit gleichem Stolz und gleicher Achtung von ihren Männern erfüllt sein.

Also: Auf Rimmerwiederhören, ihr schönen Titel! h a g

Der Jugendfreund.



Schifferknoten

Es ist ein altes Wort, daß ein guter Knoten ein schlechtes Seil überdauert, auch wenn es ungeknotet ist. Wie oft kommen wir im täglichen Leben in die Verlegenheit, zwei Enden miteinander verbinden zu müssen. Wir wollen ein Paket recht fest verschließen, Pfähle und Stangen anbinden, vorübergehend oder für die Dauer Teile zusammenfügen. Immer heißt es dann: nimm Bindfaden, einen Strid, ein Tau, je nach Größe und Schwere des Gegenstandes, mit dem wir es zu tun haben. Und immer machen wir dann denselben einfachen Knoten, den für den Hausgebrauch sozusagen. Dabei haben die Seeleute, deren Beruf den kühnsten Umgang mit dem Tauwerk mit sich brachte, längst für jede Verwendung den praktischsten Knoten gefunden. So wunderbarlich und auf den ersten Blick verwirrend diese vielfältig verchiedenen Schlingen anmuten, wer sie übt und ausprobiert, wird bald merken, welche Vorteile sie vor dem einfachen Knoten bieten. Und noch ein Geheimnis der Schifferknoten sei verraten, das eigentlich mit der Sache an sich gar nichts zu tun hat: Blusenschleifen und Schlipse, auf diese Weise geschlungen, sehen ganz anders als gewöhnlich und sehr nett aus. Versucht es einmal.

1. Überhandsknoten. Die beiden Lampen legt man übereinander und nimmt den oberen unter dem unteren durch.
2. Halber Kreuzknoten. Zwei Überhandsknoten, wo aber beim oberen die Lampen nebeneinanderliegen. — 3. Kreuzknoten. Zwei Überhandsknoten, die die sicherste Verbindung zweier Enden. — 4. Der Achtknoten findet Verwendung, wenn ein Gegenstand in der Bucht eines Endes befestigt werden soll. — 5. Einfacher Hakenknoten. Das eine Ende ist als Eisenhaken zu denken. Beide Parteien des Endes, auf welches die Fasse geschlagen werden soll, müssen sich befeigen. — 6. Ein Kneifknoten. Hält, weil er das Ende befeigt, und ist leicht zu lösen, da das Ende nur angeholt zu werden braucht. — 7. Ein halber Schlag. Ein Törn mit dem Lampen um die Bucht, wobei der Lamp zwischen Bucht und Gegenstand herauskommen muß. — 8. Zwei verkehrte halbe Schläge. Der erste liegt oben, der zweite unten. — 9. Zwei halbe Schläge. Aber dem ersten halben Schlag ist zur Sicherheit mit dem Lamp noch ein zweiter Törn gelegt. — 10. Ein einfacher Schotenknoten. — 11. Karstpiekerknoten. Ein kurzer zugespitzter Eisenstab, hier der Überhandknoten wegen fortgelassen, wird durch die beiden Lampen gesteckt und gegen einen festen Gegenstand gestemmt. Er wirkt dann als Hebel. — 12. Webeleinstek. Er besteht aus zwei Törns, die sich gegenseitig befeigen.

Hygiene und Fleilkunde.

Kein Organ ist nutzlos!

Auch der Wurmfortsatz hat seine Funktion. — Wie die Schilddrüse verkannt wurde. — Wozu besitzt der Mensch die Milz? — Hirnanhanglappen regelt Wachstum. — Die wichtigen Rachenmandeln. — Kann der Mensch ohne Magen leben?

Die Zeiten liegen noch nicht einmal so weit zurück, in denen nicht nur Laien, sondern auch Ärzte bestimmte Organe des menschlichen Körpers für nutzlos und überflüssig hielten. Es entstand jene Theorie von den Überbleibseln bestimmter Organe, die noch bei unseren Vorfahren voll entwickelt waren und eine bestimmte Tätigkeit ausübten hatten, die aber bei uns nur noch verkümmert vorliegen und keinerlei Funktionen mehr ausübten. Verhängnisvolle Mißgriffe sind durch diese Theorie geschehen. Hat man doch Leuten, die an Kropf litten, früher die Schilddrüse vollkommen fortgeschritten, da man sie nicht nur als unnützes und zweckloses, sondern sogar als schädliches Organ betrachtete. Man operierte also die ganze Schilddrüse, und tatsächlich wurde der Hals danach auch wieder normal. Aber die Operierten hatten nur ein unangenehmes Leiden gegen ein fürchterliches eingetauscht, sie wurden nämlich nach Entfernung der Schilddrüse idiotisch. Es trat ein vollkommener geistiger und körperlicher Verfall ein. Erst später sah man ein, welchen Fehler man gemacht hatte, und nunmehr läßt man bei Kropfoperationen den Patienten ein Stück der Schilddrüse. Hat man doch erkannt, daß die anscheinend nutzlose Drüse unentbehrlich für den Menschen ist, da sie ein Hormonorgan mit innerer Sekretion darstellt.

Auch unser Wurmfortsatz des Blinddarms wurde lange Zeit für ein völlig nutzloses Organ gehalten. Nun darf man aber nicht nutzlos mit entbehrlich verwechseln. Wohl ist unser Wurmfortsatz entbehrlich, aber er ist keineswegs nutzlos, denn Walter Finkler vergleicht ihn in der Zeitschrift „Natur und Kultur“, München, mit der Rachenmandel, er nennt diesen Wurmfortsatz mit einem zwar kühnen, aber treffenden Vergleich die „Rachenmandel des Darms“. Neuere Untersuchungen haben — wie in der „Auslese“ ausgeführt wird — ergeben, daß der Wurmfortsatz ein sehr nützliches Glied im Lymphsystem der Verdauungsorgane darstellt. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Wurmfortsatz eine Tätigkeit ausübt. Allerdings ist er entbehrlich, nach seiner Entfernung treten keinerlei auffallende Ausfallserscheinungen auf. Anders dagegen ist es mit der Milz. Auch sie hat man lange Zeit für ein verkümmertes und nutzloses Organ gehalten, denn man hatte gefunden, daß Menschen nach Entfernung der Milz keine sichtlichen Gesundheitsstörungen davongetragen haben. So war man sich denn lange über die eigentliche Aufgabe der Milz im Unklaren. Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit hat man auf Grund mikroskopischer Untersuchungen festgestellt, daß nach Entfernung der Milz doch bestimmte Veränderungen der Blutzusammensetzung erfolgen. Zweifellos ist die Milz ein wichtiges Speicherorgan des menschlichen Körpers, sie dürfte auch gewissermaßen eine kleine Fabrik von Schutzstoffen darstellen, da sie körperfremde Substanzen und eigene Stoffwechselprodukte an sich bindet. Allerdings ist es schwer, die Funktion der Milz genau festzulegen, denn wenn sie entfernt wird, arbeiten andere Organe um so angestrengter, um die Ausfallserscheinungen auszugleichen. Auch die Milz ist wohl entbehrlich, aber keineswegs nutzlos.

Noch nicht abgeschlossen sind die Versuche, die man angestellt hat, um die Funktion des Hirnanhanglappens festzustellen. Man hatte Rielen und Zwerge untersucht und dabei gefunden, daß der Hirnanhang einen bestimmten Einfluß auf Wachstumsstörungen haben müsse. Man hat Versuchsieren diesen Hirnanhanglappen entfernt und festgestellt, daß sie dann verkümmern. Andererseits hat man Ratten einen überzähligen Hirnanhang künstlich eingepflanzt und damit erreicht, daß sich diese Tiere zu wahren Riesentritten auswuchsen. Man nimmt also an, daß vermittels dieser Lappen das Wachstum reguliert wird. Allerdings ist das vorläufig noch eine Theorie, die nicht bewiesen ist. Mit Recht weist Finkler darauf hin, daß die Wirkung eines Extrakts, den man einem Menschen eingespritzt hat, noch gar nicht beweist, daß das Organ, aus dem man diesen Extrakt gewonnen hat, im Organismus selbst dieselbe Wirkung ausüben würde.

Am schlagendsten wird die Tatsache, daß es keine nutzlosen Organe gibt, am Beispiel der Rachenmandel bewiesen. Man hielt die Mandeln nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich. Bekanntlich leiden viele Kinder an Mandelentzündungen, und wenn man nun die Mandeln entfernt, so können sich auch die Halsentzündungen nicht einstellen. Also operierte man munter darauf los. Erst später erkannte man, daß auch die vielgeschmähten Rachenmandeln eine wichtige Funktion ausüben. Vor einiger Zeit hatte man einen interessanten Versuch unternommen. Man hatte nämlich an Rauschquappen Mandelextrakt versüßert und dadurch gefunden, daß die Mandeln einen wichtigen Einfluß auf das Wachstum besitzen. Auch neigen Menschen, denen man die Mandeln entfernt hat, zu Rachenentzündungen. Vor kurzem hat man gerade in dieser Hinsicht interessante Versuche unternommen. Man hat Kranken, denen die Mandeln entfernt waren, und die an Rachenkatarrh litten, Mandelextrakte eingespritzt, und es ist tatsächlich gelungen, die Katarrhe dadurch schlagartig zu heilen.

Man weiß, daß es Menschen gibt, die ohne Magen leben. Leidet nämlich jemand an einem gefährlichen Magenkrebs, das durchbrechen droht oder an Magenkrebs, so entfernt der Arzt nicht selten den größten Teil des Magens. Nun kann man wohl behaupten, unser Magen sei ein verkümmertes Organ, denn beispielsweise bei den Wiederkäuern ist der Magen viel entwickelter. Man würde aber wahrscheinlich jeden auslachen, der behaupten wollte, unser Magen sei ein nutzloses Organ. Man hüte sich also davor, irgendein Organ des menschlichen Körpers, das im Notfall entbehrlich ist, als nutzlos und überflüssig zu bezeichnen. Ebenso falsch ist es, ein solches Organ ohne zwingende Notwendigkeit aus dem Körper zu entfernen. Selbst wenn sich also keinerlei sichtliche Ausfallserscheinungen zeigen, ist damit noch nicht gesagt, daß man sich völlig ungetraut von einem Bestandteil des Körpers trennen kann, den die Natur sicherlich nicht ohne Grund geschaffen hat.

Eingebildete Krankheiten.

Von Dr. med. G. Kaufmann-Dresden.

Das Wort „Eingebildete“ wird in übertragener Bedeutung recht häufig gebraucht. Man spricht von eingebildeten Menschen, das sind solche, die überheblich sind und sich wichtiger und beachtenswerter vornehmen, als ihren Fähigkeiten und ihrer Stellung entspricht. Solche Menschen wirken oft dumm und lächerlich. Man bildet sich aber nicht immer vor, sondern auch oft Schwächen ein. Ein Mensch, der sich aus irgend welchen Gründen nicht wohl fühlt, fürchtet, krank zu sein. Diese Furcht oder besser diese Angst kann sich zu bildhaften Vorstellungen steigern, zum Beispiel zu der Vorstellung einer Krankheit. Auffallend oft sind das Kranke, von denen der Betreffende in letzter Zeit in irgend einem, sein Gemüt besonders bewegenden Zusammenhang gehört hat, etwa durch den plötzlichen Tod eines Freundes oder eines Bekannten. Man macht sich also ein Bild von einer Krankheit, beobachtet seinen körperlichen Zustand und vergleicht alle Unregelmäßigkeiten, die sich irgendwie feststellen lassen, mit diesem Bild. Oft ist die Vorstellung, die man sich von der Krankheit macht, lachend oder ganz falsch. Krankheiten, die zu solchen eingebildeten Vorstellungen, besser gesagt zur Krankheitsangst Veranlassung geben, sind vor allem Krebs, Rückenmarkleiden, schwere Arterienverkrüftung. Aber auch wenn sehr gute Kenntnisse über den Charakter und die Symptome einer Krankheit vorhanden sind, kann es zur Eingebildung von Krankheiten kommen. So leiden junge Ärzte oft an derartigen eingebildeten Krankheitsvorstellungen. Das tun ferner jene Menschen, die gern alles, was sie hören und erleben, auf die eigene Person beziehen. Auch eine innere, oft triebhafte Angst kann ihren Niederschlag in gewissen Krankheitsvorstellungen finden. An Stelle der Angst vor der Krankheit tritt die unberechtigte Vorstellung von einem drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch, Verlust eines Angehörigen, von Feuergefahr, Eisenbahnunfällen. Besonders alte Leute, die in schmerzlicher Weise das Nachlassen der geistigen und körperlichen Kräfte spüren, glauben oft, „es reicht nicht mehr“, obwohl gut für sie gesorgt ist.

Wenn solche eingebildete Kranke den Arzt aufsuchen, sind sie manchmal zunächst erleichtert, wenn sich nichts findet. Dann kommt aber der Zweifel, und sie sind geradezu ärgerlich oder enttäuscht, daß sich kein Krankheitsbefund nachweisen läßt. Sie gehen zu einem anderen Arzt oder zu einem nichtärztlichen Berater, und der letztere findet und verordnet etwas. Das hilft dann auch manchmal auf einige Zeit.

Die Zahl der nur eingebildeten Kranken ist aber gar nicht so groß, wie man vielleicht denken sollte. Auch diejenigen, von denen man sagen möchte, daß sie sich eine Krankheit einbilden, haben Beschwerden, die nicht eingebildet sind, für die sich jedoch eine krankhafte körperliche Veränderung nicht nachweisen läßt. Bei Beschwerden solcher Art wie Kopf-, Magen- und Rückenmühen, Herzklappen, Schwindelgefühl, Abheft, Blähigkeit, Müdigkeit, Ohnmachtsanfälle handelt es sich nicht um eingebildete Leiden, nicht um Symptome, die auf einer falschen Vorstellung beruhen, son-

dern um wirklich vorhandene, schmerzliche und unangenehme Körperempfindungen, die ebenso quälend sein können wie eine Zahnwurzelentzündung oder Gallenkolik. Man tut den Kranken bitter unrecht, wenn man ihre Beschwerden mit ein paar Redensarten abtut, weil man keinen anatomisch nachweisbaren Grund für die Beschwerden findet. Es ist vielleicht zu viel gesagt, wenn behauptet wurde, daß der Arzt bei solchen Symptomen gar nichts findet. Obgleich sich keine anatomischen Veränderungen nachweisen lassen, besteht doch oft eine deutlich erkennbare Veränderung in der Funktion, das heißt im physiologischen Verhalten der Organe. Die Herzstätigkeit ist auch in der Ruhe beschleunigt, der Magen arbeitet unregelmäßig, der Magenstapel ändert seine Zusammenlegung. Der Leib ist etwas aufgetrieben. Es finden sich schmerzempfindliche Stellen, die zwar nicht immer scharf abgrenzbar, aber doch nachweisbar sind. Man nennt solche Beschwerden gemeinhin nervöse oder psychogen bedingte Erscheinungen. Es handelt sich um veränderte körperliche Vorgänge auf Grund einer leichten Erregung. Daß Gemütsbewegungen den Ablauf körperlicher Vorgänge ändern können, wissen wir alle. Wer durch eine Bemerkung peinlich berührt wird, errötet. Das heißt, die Hautblutgefäße des Gesichts erweitern sich. Manche Examenkandidaten, die sich nicht genügend vorbereitet haben oder andere Personen, die eine ihnen sehr unangenehme Angelegenheit in Angriff nehmen müssen, spüren heftige Darmbewegungen. In vollstündigen, etwas derben Redensarten wird diese körperliche Wirkung seelischen Mißbehagens drastisch zum Ausdruck gebracht. Es können aber auch Seelenregungen, die nicht so plöglich auftreten, die mehr oder weniger erfolgreich verdrängt worden sind, ein Ventil suchen und sich nun an irgend einem Organ, beispielsweise am Herzen äußern.

Manche Menschen sind sehr robust. Sie setzen sich mit erstaunlicher Leichtigkeit über alle Arten von Gemütsbelastung hinweg. Andere werden übermäßig leicht durch Schwankungen des Gemütslebens aus dem Gleichgewicht gebracht. Natürlich haben auch sie es gelernt, sich zu beherrschen. Sie weinen oder lachen nicht bei jeder Gelegenheit wie ein Kind oder ein sehr primitiver Mensch. Auch der Gesichtsausdruck kann weitgehend willensmäßig beherrscht werden, aber schließlich tritt die Gemütsbewegung doch in irgend einer Weise zutage. Beim einen ist es dann das Herz, beim anderen der Magen. Jener leidet an Kopfschmerzen, dieser fühlt sich erschöpft und matt oder klagt über Schwindel. Auch solche psychisch bedingte Beschwerden müssen behandelt werden. Mit Stärkungsmitteln, Elektrisieren, Bädern und Erholungsheimen gelingt die Besserung nur unvollkommen. Viel wichtiger ist es, die seelische Ursache abzuklären. Das kann aber gewöhnlich nicht der Arzt, sondern oft nur der Leidende selbst. Wenn es dem Mediziner gelingt, seinen Kranken wenigstens zu der Einsicht zu bringen, daß seine Beschwerden auf psychische Ursachen zurückzuführen sind, so ist schon viel gewonnen. Oft läßt sich auch durch eine vertrauliche Aussprache der Kernpunkt des seelischen Unbe-

hagens herausfinden. Das ist ein weiterer Fortschritt. Sehr häufig stößt man jedoch bei der Besprechung dieser Dinge auf die bange oder vorwurfsvolle Äußerung: „Herr Doktor, Sie meinen, mein Leiden sei eingebildet.“ Da ist es von größter Wichtigkeit, den Unterschied zwischen psychisch bedingten Symptomen und eingebildeten Krankheiten klar herauszuarbeiten. Solche nervöse Beschwerden können natürlich zum Ausgangspunkt für eingebildete Krankheiten werden, aber die Beschwerden selbst sind nicht eingebildet, sondern tatsächlich vorhanden. Daran ist gar nicht zu zweifeln. Der Weg von der seelischen Verstimmlung bis zum Herzklappen, zum Schwindel oder zur quälenden Magenstörung ist schwierig zu beschreiben. Er führt über das sogenannte unbewußte, sympathische Nervensystem, das alle Lebensvorgänge im Körper, Drüsenabsonderung, Gefäßspannung usw. regelt. Wie schon gesagt, ist bei manchen Menschen dieser Weg besser gebahnt als bei anderen. Er findet sich aber bei allen vor, gezeichnet, auch bei Tieren. Es ist durchaus natürlich, wenn sich aus seelischer Not ein Krankheitsgefühl entwickelt, und man braucht sich dessen ebensowenig zu schämen wie eines körperlichen Leidens. Wenn die Symptome beunruhigend sind, muß unbedingt eine genaue ärztliche Untersuchung vorgenommen werden. Läßt sich ein körperliches Leiden ausschließen, um so besser. Es heißt dann, die psychischen Bedrücknisse zu überwinden. Das ist oft schwer und erfordert Zeit, gelingt aber um so vollkommener, je aktiver und lebenskräftiger der Mensch ist. Das Gespenst der eingebildeten Krankheit kann man von sich weisen. Es ist ein Gebilde der Angst und verschwindet, sobald diese überwunden wird.

Kleine medizinische Rundschau.

Wie wird man 100 Jahre alt?

Im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ schildert A. H. Greef seine Beobachtungen an Personen im Alter von über hundert Jahren. Es waren dreihundertzwei Männer und einundachtzig Frauen. Die Frauen waren also doppelt so stark vertreten wie die Männer. Zweihundertzwei hatten den Ort ihrer Geburt nicht verlassen, doch auch die übrigen saßen noch hundert Jahren nur in geringer Entfernung von ihrem Geburtsort. Die Beschäftigung der Hundertjährigen spielte sich meist im Freien ab. Drei Männer schienen durch das jahrzehntelange Einatmen von Staubsäure in ihrer Gesundheit nicht beeinträchtigt worden zu sein. Die achtzig Frauen hatten vierhundertsechshundertfünfzig Kinder, also 5,8 Kinder pro Frau. Unter den Geschwistern der Greise kamen gleichfalls recht hohe Altersstufen vor. Hingegen ist es bemerkenswert, daß die Gesundheitsverhältnisse der Eltern nicht immer besonders günstig waren. Gar nicht selten fand man Krebs, Tuberkulose oder Tod in verhältnismäßig jungen Jahren bei den Eltern der Hundertjährigen. Vegetarier fand man überhaupt nicht. Die Frauen schienen bei der Ernährung fetter, besonders Speck, die Männer Fleisch bevorzugt zu haben. Recht auffallend war der sehr ansehnliche Alkoholverbrauch der Männer. Allerdings stammten die Hundertjährigen dieser Untersuchung aus dem württembergischen Weinland. Auch Tabak wurde in erheblichen Mengen konsumiert. Nur ein einziger ausgesprochener Nichtraucher war unter den Hundertjährigen Männern. Von Bedeutung ist es, daß die Hochbetagten fast alle von der Jugend bis ins höchste Lebensalter hinein vorzügliche Fußgänger gewesen sind. Dies läßt wichtige Schlüsse zu, auf den Wert des Gehens für die menschliche Gesundheit. Tödliche Augentropfen.

Derartige Augentropfen werden oft als Schutz gegen Altersstar gerühmt. In der „Schweizer Medizinischen Wochenschrift“ werden zwei Fälle angeführt, bei denen es durch Gebrauch solcher Augentropfen, die jahrelang eingenommen wurden, zu Zuständen schwerer Vergiftung gekommen ist. Niemals nehme man daher ein derartiges Mittel, wenn es nicht vom Arzt ausdrücklich verordnet wird.

Erfolge der Gehirn-Chirurgen.

Eines der erstaunlichsten und erfreulichsten Kapitel medizinischen Fortschritts ist der Ausbau der Gehirnchirurgie in den letzten zwanzig Jahren. Professor Felix berichtet in den „Fortschritten der Therapie“, daß im Jahre 1913 der tödliche Ausgang von Operationen bei Gehirngeschwülsten auf 60 Prozent gesunken wurde. Diese Zahl geht seitdem dauernd zurück; besonders große Fortschritte wurden in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht. Dort arbeitet in Boston der geniale und weltberühmte Gehirnchirurg Cushing. Im Jahre 1923 betrug die Sterblichkeit seiner Gehirnopoperationen 15 Prozent, 1931, nachdem er eine jahrzehntelange Erfahrung von mehr als zwanzigtausend Operationen hinter sich hatte, starben nur noch 10 Prozent seiner Kranken. Eine bis in die kleinste Einzelheit ausgearbeitete Technik, allergrößte Sorgfalt der Blutstillung und langsame Operationen haben zu diesem erfreulichen Ergebnis geführt, das vielen sonst rettungslos Verlorenen Heilung bringt.

Schmerzende Fußhohlen.

Fußhohlenmühen ist durchaus nicht immer auf Blattsüße zurückzuführen. Noch seltener ist die Gicht die Ursache dieser weitverbreiteten und lästigen Beschwerden, die am häufigsten durch eine Nervenerkrankung der Fußhohlenerven bedingt sind. Oft treten derartige Entzündungen im Anschluß an eine Grippe zum ersten Male auf. Ist erst einmal eine Reizung vorhanden, so wird sie leicht durch Kälteeinwirkungen oder durch Druck beim Stehen und Gehen verschlimmert. Besonders in Fällen, in denen eine gutangepasste Einlage den Fußhohlen nicht beseitigt, muß man sich stets auf das Vorhandensein einer Nervenerkrankung schließen. Schonung des Fußes ist unbedingt erforderlich. Professor Franke empfiehlt Hochlagerung des Fußes außerhalb der Arbeitszeit, Vermeiden des Sitzens auf einem Stuhl mit scharfem Sitzrand, Aufsetzen des Fußes mit der Ferse und nicht mit der Sohle, kein Überlagern der Beine. Hartnäckige Fälle müssen durch Schwefel-, Moor- oder Schlammäder bekämpft werden.

Benzin und Haut.

Benzin ist ein vorzügliches Reinigungsmittel für die Haut. Oft aber besteht eine besondere Empfindlichkeit. J. Dietel warnt vor allem davor, die Haut des äußeren Gehörganges mit Benzin in Berührung zu bringen. Sogar ein abflehender Benzingetropfen kann, wenn er in den äußeren Gehörgang gelangt, schon heftige Schmerzen verursachen. Es sei daher dringend davor gewarnt, Salbenteile oder Öle schmalz durch benzingetränkte Wattebäusche entfernen zu wollen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 282.

Sonntag, 15. Oktober

1933.

Die Affäre Dahlskop

Roman von
HANS LEHR

15. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Carrol lächelt mild.
„Das werden Sie bestimmt nicht tun, Mister Kämpfer.“

Hermann ist sehr befreundet.

„Wie? nicht —?“

„Nehmen Sie an, ich wollte Ihnen für die Enttäu-
schung, die ich Ihnen bereiten mußte, einen Aus-
gleich verschaffen; denken Sie, daß ich Ihnen einen
Tip geben will. Schließen Sie nicht mit Dahlskop ab.“

Hermanns Befremden steigt; was soll das be-
deuten?

„Und warum nicht?“

„Es gibt Fälle, in denen man glaubt zu schieben, in
denen man in Wirklichkeit aber geschoben wird.“

Hermann dämmert eine Ahnung auf. Zweifellos
wissen die Amerikaner von seinen Verhandlungen mit
Dahlskop. Das plötzliche Erlöschen des Interesses des
Häufes Carrol muß ja auch seine Ursache haben; war
es vielleicht von Anfang an gar nicht ernsthafter Natur,
sondern nur dem Wunsch entsprungen, eine Stärkung
der Stellung des Konkurrenten Dahlskop zu verhin-
dern? Ins Blaue hinein redet ein so gewiegter Ge-
schäftsmann wie Carrol doch nicht.

„Und wenn ich dennoch nach eigenem Ermessen han-
deln würde?“

„— würden Sie es in wenigen Tagen bereits
bereuen“, ergänzt J. P. Carrol junior undurchdringlich
und ledern.

„Ich danke Ihnen für den Rat, Mister Carrol.“

„O bitte, nichts zu danken, Mister Kämpfer; wir
haben Ihnen für Ihr Interesse und die Freundlichkeit
Ihres Besuches zu danken. Es liegt uns daran, uns
Ihre Freundschaft zu erhalten. Stellen Sie ruhig
Ihren Entschädigungsanspruch; wir werden ihn be-
friedigen.“

Geld, Geld; hier dreht sich alles nur ums Geld.
Hermann schüttelt den Kopf. Er dankt und verab-
schiedet sich.

Langsam schreitet er die Wallstreet hinab und am
Hudson entlang; er beobachtet das Leben und Treiben
am Ufer und auf dem Strom. Bei allem Besch hat er
noch Glück gehabt. Nobel hat das Bankhaus J. P.
Carrol nicht an ihm gehandelt; na ja, in Geldsachen
gibt es keine Freundschaft, das ist nun einmal so. Was
nun? Es wird lange dauern, bis es ihm gelungen
sein wird, neue Fäden anzuknüpfen. Es sieht so aus,
als ob im Lauf der nächsten Monate, vielleicht gar
Jahre, überhaupt nichts anderes zu finden wäre als zu-
geknöpfte Taschen und nichts anderes zu hören wäre als
Klagen über die schlechte Zeit und die Krisis. Was
tun? Es wird am besten sein, heim zu fahren, das
eigene Vermögen flüssig zu machen, selbst eine Fabrik
zu bauen, klein anzufangen und sich allmählich hoch zu
arbeiten. Das ist das Beste, was er tun kann. In drei
Stunden fährt die „Europa“ nach Bremen ab. Er wird
nicht ins Hotel zurückkehren, sondern sich sein Gepäc

an Bord bringen lassen und dort auch die Rechnung be-
zahlen. Anna? Nein, er will ihr nicht begegnen. Er
kann nicht aus seiner Haut heraus. Dahlskop schreibt
er, daß er sich die Vorschläge der Amerikaner überlegen
müsse und daher einstweilen nicht auf sein Angebot ein-
gehen könne.

Er winkt nicht wie die anderen Reisenden, als die
Umrisse der Freiheitsstatue und der gigantischen
Wolkenkratzer Mannhattans sich im Nebel verlieren. Er
hat viel Zeit verloren, viel Kraft vergeudet, und er hat
bittere Lehren empfangen — in London und in New
York. Er hätte gleich das tun sollen, was er jetzt vor
hat. Er wird klein anfangen; ist seine Erfindung gut,
dann wird sie sich durchsetzen, und er wird das Gebäude
der Arbeit und des Erfolges Stein um Stein aufbauen
können.

25.

Endkampf.

Es trifft Anna schwer, daß Hermann ihr — so weit
weg von der Heimat — so nahe war und sie nicht ein-
mal kurz begrüßt hat. Sie kennt ihn zu gut, um nicht
zu wissen, warum er sich so verhielt; er ist stolz und
konsequent; einer Mitarbeiterin, die ihn Hals über
Kopf verlassen hat, begegnet er freiwillig nicht, auch
wenn sie mit ihm verwandt ist.

Sie kann nicht viel nachdenken; in ihrer unmittel-
baren Nähe ereignet sich zuviel, was sie überrascht und
befremdet und sie die wahre Lage Dahlskops ahnen läßt.
Das Trommelfeuer der Depeschen dauert unverändert
an. Sie sieht, wie Dahlskop von Stunde zu Stunde
tiefer niedergedrückt wird. Tagsüber fährt er von Bank
zu Bank; überall erhält er die gleiche Antwort: „Wenn
die Krisis nicht wäre —“. Die Kurse seiner Werke
bröckeln langsam, aber mit unheimlicher Stetigkeit ab.
Er kann sich denken, was vorgeht. Jeder Finanzmann,
der erfährt, daß er Geld sucht; gibt seine Dahlskop-
Werte ab. Die Börse vermag in dieser flauen Zeit das
an den Markt kommende Material nicht aufzunehmen;
die Kurse sinken zwangsläufig. Wehe, wenn erst weite
Kreise auf das Abgleiten aufmerksam werden; dann
wird es kein Halten mehr geben —.

In den ersten Tagen hatte Dahlskop keine Zeit zum
Aufsuchen eines Arztes; jetzt hat er keine Lust mehr
dazu. Alles Zureden Annas bleibt fruchtlos; schließlich
fährt der Dampfer.

Auf der Reise nimmt Dahlskop die Mahlzeiten in
der Kabine; es ist auffällig, wie sehr er sich immer mehr
auf sich selbst zurückzieht. Tagsüber liegt er auf dem
Divan und trinkt Whisky; abends und nachts, wenn
die Fahrgäste schlafen, tanzen oder in den Bars sitzen,
wandert er über das Deck, oder er starrt ins Kielwasser.
Er wehrt unwirsch ab, wenn Anna ihn zu bewegen
sucht, das Trinken zu lassen und geordneter zu leben.
Sie muß ihn gewähren lassen und hoffen, daß er die
Krisis bald überwunden hat. Seine Lage verbirgt er
nicht mehr vor ihr; er legt sie ihr nicht besonders dar,
doch aus seinen Äußerungen kann sie genügend ent-

und die Gedanken nicht mehr setzen, sondern blickt sie ihr und läßt sie über ihren Sinn mit knappen Worten auf, die in eisiger Ruhe, in der er sie ausdrückt, unheimlich wirken.

Dahlskops Augen sind matt; sein Gesicht dunstet auf, trotz der Seeluft. Er hat keinen Appetit, nur Durst, unbegähmbare Gier nach Alkohol.

Es gibt jetzt nur noch eine Rettung; eine ganz große Aktion ist notwendig, ein regelrechter Schlag. Aber wie soll er ihn führen? Auf die Idee kommt es an. Er muß einen Einfall haben. Er liest nicht mehr die verzweifeltsten Funken der Direktoren der Gesellschaften in den verschiedenen Ländern; er beachtet auch die telegraphischen Beschwörungen von Viljencrank nicht mehr. Er weiß ja selbst, wie groß die Gefahr ist; er muß nachdenken, nachdenken.

Als er die Nachricht erhält, daß, von New York ausgehend, eine sturmartige Baisse, ein allgemeines Zusammenbrechen der Kurse seiner Papiere eingeleitet hat, knallt seine Faust auf den Tisch. Das ist die Quittung dafür, daß er die Nerven verloren hat, nicht dafür, daß die Grundlage des Ringes seiner Geschäfte keinen genügenden Umfang und keine Festigkeit mehr hat; die hatten sie nie, aber er hatte Nerven. Niemals im Leben hat er einen Menschen so gehaßt wie er jetzt sich selbst haßt; er zittert vor Erbitterung und Wut. Er kann nicht anders, er muß sich bis zur Sinnlosigkeit betrinken.

Am nächsten Tage setzt das Wehren der Verzweiflung von neuem ein; er will nicht untergehen, und er gönnt den Gegnern nicht den Triumph, ihn ruiniert zu haben. Eine Idee, einen Einfall muß er haben, nur darauf kommt es an.

Viljencrank fragt funktentelegraphisch an, ob er den Konkurs anmelden solle. In einem von Beleidigungen strotzenden Telegramm verbietet er es ihm. Wäre Viljencrank an Bord, er würde ihn eigenhändig erwürgen. Nur er war einigermaßen unterrichtet; er muß ihn an die Carrolls verkauft haben. Ganz bestimmt hat der Schuft ihn verraten, so wie er selbst einst seinen Chef verraten hat. Dummes Zeug. Wie kommt er auf diesen Gedanken? Gewissen? Unsinn. Keine Nervosität; das zweite Ich, das ihn seit dem Auftauchen aus dem Gleichgewicht gebracht und damit seine Lage herbeigeführt hat, regt sich wieder; er ist krank.

Merkwürdig, daß in Stockholm das Haus und der Turm noch stehen und die Yachten und Flugboote sich auf dem Wasser wiegen. Außerlich ist alles wie vorher. Dahlskop hat wieder einen Lebensabschnitt vollendet; wahrhaftig, wenn er einmal einen Lebensabschnitt von Bedeutung beendet hat, dann jetzt.

Auf der grünen Schreibmappe auf dem Arbeitstisch im Cheftabinett liegt ein Brief; alle weitere wichtige Post ist abseits säuberlich sortiert aufgebaut. Wie hypnotisiert blickt Dahlskop den Brief an; er trägt die Handschrift von Viljencrank.

„Öffnen Sie den Brief“, bittet er Anna.

Er liest die wenigen Zeilen, in denen Viljencrank mitteilt, daß er eine Versammlung der Generaldirektoren und Direktoren der europäischen Gesellschaften auf den Ersten des nächsten Monats nach Paris einberufen habe. So könne es nicht weiter gehen; entweder müsse Ordnung geschaffen oder der Konkurs erklärt werden zur Vermeidung einer strafrechtlichen Verfolgung und persönlichen Haftbarmachung der leitenden Angestellten, die dem Geheh und der Öffentlichkeit gegenüber mitverantwortlich seien, bisher aber weder Mittel zur Weiterführung der Geschäfte noch Aufschluß über die Lage noch Erlaubnis zur Konkurserklärung erhalten hätten.

Es flimmert vor Dahlskops Augen; es ist ihm, als verenge sich das Zimmer und als neigten sich die schweren Schränke, um ihn zu zermalmen.

„Was ist Ihnen, Mister Dahlskop?“ fragt Anna bekräftigt; im Glauben, er habe einen Schlaganfall erlitten, bringt sie ihm ein Glas Wasser.

Er trinkt gierig.

„Lassen Sie mich bitte, allein, Miß Anna.“

Er raucht und trinkt in einer unmäßigen, befehlenden

Art. Viljencrank. Er schmeißt Stacheln. Er trinkt, bis er zusammenbricht. Noch im Hinüberdämmern in die schwere und dumpfe Alkoholbetäubung rast er gegen seine Widersacher.

26.

Aufbau.

Hermann Kämpfer geht planmäßig zu Werk. Bei Banken wegen Ausnahme eines Kredites anzuklopfen, hat von vornherein keinen Zweck. Die Kredite, die sie in guten Zeiten ausgegeben haben, sind eingefroren; die übriggebliebenen Barmittel müssen flüssig gemacht werden. Doch bis zur Wiederbelebung der Wirtschaft will er nicht warten; dazu drängt es ihn zu sehr nach Betätigung.

Er spricht mit der Mutter. Die Geheimrätin hat keine geschäftlichen Erfahrungen; sie glaubt warnen zu sollen.

„Die Zeiten sind schlecht, Hermann. Überlege es dir gut, ob es klug ist, jetzt, wo größte und älteste Firmen zusammenbrechen, ein Geschäft zu gründen. Wenn du dich aber zur Gründung entschließt, werde ich dir selbstverständlich helfen, soviel ich kann; das ist ja schließlich der Inhalt meines Lebens, meinem einzigen Kind den Weg zu ebnen und dir das Geld zur Verfügung stellen; meinetwegen kannst du mich auch als Teilhaberin aufnehmen, notwendig ist es jedoch nicht, denn das, was ich besitze, erbt du über kurz oder lang ja sowieso.“

„Es ist überlegt, Mutter. Ich will doch endlich auch einmal mit der Sache selbst an die Öffentlichkeit treten.“

„Versprich mir, daß du vorsichtig sein wirst.“

„Selbstverständlich werde ich das sein, Mutter; vom Erfolg hängt doch meine ganze Zukunft ab.“

Früher hat Hermann schon nie Zeit gehabt; jetzt verfliegen die Stunden noch schneller. Auf seine Anzeige in den großen Berliner Blättern laufen, als Zeichen der Zeit, Duzende Angebote über stillstehende Fabriken und baureife Gelände ein.

Er weiß, was er will. Die Gebäude sollen nach Möglichkeit bereits stehen; das Gelände muß Gleisanschluß an die Reichsbahn haben und neben den stehenden Gebäuden so viel Raum aufweisen, daß bei späterem, hoffentlich kommendem Bedürfnis angebaut werden kann.

Die Mutter hilft bei der Prüfung der Angebote. Voll Freude und mit einiger Überraschung stellt Hermann fest, daß sie nicht nur eine ausgezeichnete für sein leibliches Wohl sorgende Mutter und kluge Beraterin ist, sondern auch eine arbeitsfrohe und energische Mitarbeiterin sein kann; sie setzt sich sogar an die Schreibmaschine und probiert und übt so lange, bis ihr die Briefe absendungsbereit gelingen.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß du eine so vielseitige und tüchtige Frau bist, Mutter“, scherzt Hermann einmal.

„Ja, ja“, sagt sie gedehnt und lächelt in ihrer gutmütigen Herzlichkeit, „daß du das noch nicht erfahren hast, liegt wohl daran, daß du früher nicht aus dir herausgegangen bist, sondern dich in deine Laboratoriumsarbeiten vergraben und auch in deiner freien Zeit nie zu erkennen gegeben hast, daß dir eine Anteilnahme erwünscht wäre.“

Hermann lacht.

„Au weh, jetzt fängst du auch an, Mutter.“

„Wieso denn: „Auch du?““

Im ersten Augenblick ist Hermann verlegen, da hat er sich verplappert. Er gibt ehrlich zu:

„Anna hat mir ähnliche Vorwürfe gemacht. Sie ist deswegen von mir gegangen.“

Sie lächelt in listigem Verstehen.

„Und — —? Hatte sie nicht recht? Deine Erfindung fördert die Menschheit. Du hast damit bewiesen, daß du ein Freund der Menschen bist. Beweisen wirst du doch müssen, daß du es nicht nur aus Erfinderehrgeiz bist, sondern auch aus Liebe zu den Menschen und aus dem Bewußtsein heraus, ihnen zu dienen.“

(Fortsetzung folgt.)

Wenn des Rebels weiße Wände regungslos
Alles dicht in ihren Mantel hüllen —
In der segensreichen Mutter Erde Schoß
Lebt das Lied vom ewigen Erfüllen.

Mag des Sommers reiche Pracht im Herbst vergeh'n,
Mögen Blumen welken, Blätter sterben —
Schaffen ewige Kräfte schon am Aufersteh'n
Neuen Werdens Blütenreich zu erben.

Steht in müden Menschenherzen groß die Not,
Will des Glaubens mut'ge Kraft versinken —
Wird nach dunkler Nacht aus jungem Morgenrot
Strahlend Hoffen immer wieder winken.

F. W. Niemeier.

Die Furche.

Skizze von Wolfgang Iederau.

Früher noch als sonst stieg der kleine, stiernadige und arbeitswütige Mann heute aus den Federn. Irgendetwas, um dessen Ursache er nicht wußte, hatte ihn nicht schlafen lassen. Um fünf Uhr bereits war er draußen im Stall und ein wenig später ratterte er mit dem leichten Bretterwagen hinaus auf das Feld hinter dem Dorf.

Er hatte den Himmel gesehen diese Nacht, als sein fahles Blau noch bedeckt war mit hellen, glänzenden Sternen. Und das alltägliche Schauspiel, daß sich Dunkelheit der Himmelskuppel mächtig in glasklare Blässe wandelte, in die Strahlen der aufgehenden Sonne, blühenden Speeren gleich, hineinschossen lange ehe das Tagesgestirn selbst zu sehen war, daß dann plötzlich lautlos und doch brausend der goldene Feuerball emportauchte und Baumgipfel und Hausdächer in roter Glut loderten und die Wiesen dampften — dieses alltägliche, tausendmal gesehene Schauspiel erfüllte den Bauer heute mit Andacht und Ergriffenheit. Ja, da er nun am Feldrain den Wagen anhielt, etwas mühselig herunterkletterte, denn er war schon alt, sah er in die erwachende Natur ringsum, lauschte er auf das Zwitschern der Vögel im nahen Gehölz und auf den seligen Triller einer steil aufsteigenden Lerche, als hätte er dies alles, diesen symphonischen Zusammenklang der Geburt eines ländlichen Tages, zum allerersten Male erlebt.

Aber freilich hatte er keine Ruhe, sich diesem ungewohnten Empfinden, das seine innere Unruhe vermehrte, länger hinzugeben. Denn da lag der Pflug. Der Bauer strängte das Pferd vom Wagen los, spannte es vor das tiefgreifende Eisen und begann sein Tagewerk.

Er hatte erst zehn, zwölf Furchen durch das weitgedehnte, sanft an einem Hügel hinaufsteigende Feld gezogen, als ein Schwächegefühl seine Knie zittern ließ. „Himmel“, fragte sich der Bauer, „was ist nur heute mit mir?“ Hungrig? Nein, hungrig konnte er nicht sein — er hatte seine Haseruppe gegessen am Morgen, sein Schwarzbrot dazu, und es war noch lange nicht zweite Essenszeit.

Der Bauer gab sich einen Ruck. „Verflucht!“ redete er sich zu; das half. Das Zittern in den Knien ließ nach, er trodnete den Schweiß, der sein graues Scheitelhaar nähte und an die Stirn klebte, mit einem großen, baumwollenen Tuch, rüttelte den Hut zurecht, und „Hü!“ schrie er der blanken, braunen Stute zu, die gehorsam die Beine hob.

Unten, am Wege, mußte er wenden. Nun ging es wieder lachend bergan. Der Bauer warf den von Sonne, Wind und Regen gegerbten und gebräunten Schädel ins Genick, hob die Augen vom Boden, aus dem der Ruch aufgebrogener Scholle ihm warm und süß und herbe zugleich in die Nase gestiegen war, und suchte die Ferne. „Vorwärts muß schau'n, wer gerade Furchen ziehen will“ — dieser alte Spruch, den er schon als kleiner Junge in der Schule gelernt, den er später tausende von Malen beherzigt und befolgt hatte — plötzlich fiel er ihm wieder ein. Er lächelte vor sich hin — es war ein seltsames und wehmütiges Lächeln. Er erinnerte sich jener Zeit — wann war es nur? — da er als Kind über diesen Acker gelaufen, da er dem Vater das Essen zugetragen, ihm kleine Handreichungen gemacht hatte. Dem Herbst erinnerte er sich, da er und die andern Jungen aus dem Dorfe hier, auf diesem Feld, um ein schwelendes Feuer herumgesessen und die kleinen, in der Schale gebadenen Kartoffeln gegessen hatten. Nie wieder hatten ihm Kartoffeln seither so gut geschmeckt!

Das alles war nun vorbei — so lange vorbei! Die Jahre waren gekommen und gegangen und die Jahrzehnte, er war Jüngling geworden und Mann und nun beinahe schon ein Greis. Und all die Zeit, all die endlos lange Zeit hatten sich seine Gedanken und seine Liebe um das Stück Erde gedreht, das er sein eigen nannte. Das ihm und den Seinen Arbeit gab und Brot und den Frieden der Seele, der aus erfüllter Pflicht erwächst. Das er liebte mit einer mythischen, tief im Blut wurzelnden Leidenschaft, für die es keine Worte und keine Erklärungen gab.

Gebanten? Die Sonne lag und lag, und viel war noch zu schaffen, ehe die Stunde der Last schlug.

Aber am Rande des Feldes, dunkel sich abhebend von der Helligkeit des morgendlichen Himmels, stand ein Mann. Ein Fremder mußte er sein — die weitstichtigen Augen des Bauern tasteten seine Gestalt ab, ohne daß er ihn erkannte. Kein Ortsanfässiger, gewiß nicht. Er stand oben, vor dem Horizont — genau an der Stelle, vor der die Furche enden würde, die der Bauer eben zu ziehen begonnen hatte.

„Ob er auf mich wartet?“ fragte sich der Bauer. Nun, mochte er warten — früh genug würden sie sich gegenüberstehen, und die Zeit, die Zeit lief nicht davon.

Fester packten die Fäuste des Bauern die Handgriffe des Pfluges. Aber er kam mit den Augen nicht los von dem Dunklen da oben. Jetzt schien es ihm sogar, als trage der ein Gerät auf der Schulter, ein Werkzeug, das im Licht der Sonne spiegelte und glänzte. Eine Sense? Aber was wollte er mit der Sense, der Mann, jetzt, Wochen vor der ersten Mahd?

Doch als der Bauer hinter seinem Pfluge näher und näher kam, sah er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Es war wirklich eine Sense! Der Bauer wollte lächeln — das Lächeln erstarrte auf seinen Lippen, als er in das Antlitz des Dunklen sah. Der blickte den Näherkommenden an, ernsthaft, ruhig, schweigend.

„Hü“, wollte der Bauer sagen, nur so, aus Verlegenheit. Mochte der andere als erster reden — er hatte nicht nötig, an ihn das Wort zu richten. Aber der dem Pferd geltende anspornende Ruf wandelte sich zu einem Seufzer. Groß riß der Bauer die Augen auf. Der Fremde — wo war er nur? Plötzlich war er verschwunden, als hätte die Sonne ihn aufgesogen.

Kälte griff nach dem Herzen des Bauern. Wieder kam dies Zittern in den Knien. Die Hände, die den Pflug hielten, loderten den Griff. Einen Augenblick noch stand der Bauer — aufrecht und gerade stand er wie ein Baum. Dann glitt er sanft vornüber. Sterbend stürzte er in die Furche, die sein Pflug soeben gezogen, und das letzte, was seine Sinne wahrnahmen, war wieder der frische, herbe Geruch der mütterlichen Erde, die ihm und seinem Geschlecht seit Jahrhunderten Leben gespendet.

Röschchen Vanderbilt.

Humoreske von Heinrich Igenstein.

Als der einst hochangesehene Kaufmann Ludwig Mörsberger mit achtzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte, fand man den handschriftlich niedergelegten Wunsch, „beim Geläute aller Glocken auf Stadtkosten vierstündig begraben zu werden“. In der Begründung sagte Herr Mörsberger wörtlich: „Ich habe einst vor Krieg und Inflation durch zahlreiche Stiftungen und Wohltätigkeitspenden so viel Gutes getan, daß es auf ein paar behängte Pferde mehr oder weniger nicht ankommen wird. Außerdem kann ich dem Magistrat, dessen großzügige Fürsorge mich nach meiner gänglichen Verarmung nur ganz allmählich verhungern ließ, versichern, daß meine einzige, einst von mir verstoßene Tochter, die in Amerika als eine Frau Rose Vanderbilt lebt und von mir in diesem Sinne benachrichtigt ist, alles doppelt und dreifach heimzahlen wird.“

Selbstverständlich waren sich alle Stadtväter sofort klar darüber, daß hier ein frecher Ryniter gestorben war und daß der Hinweis auf diese Frau Vanderbilt nur der letzte hilflose Witz eines verärgerten Spötters sei.

Zur Strafe hierfür wurde Herr Mörsberger wie ein Hund begraben. Ohne Glöckengeläut. Ohne Trauerpfeifen und Pferdegetrappel. Die einzige städtische Fürsorge galt der Sicherstellung der rückständigen Grundsteuern, die schon längst dazu hätten führen müssen, das alte Patrizierhaus zu versteigern, in dem der vereinsamte Mörsberger die letzten zehn Jahre gehaust hatte.

Dann meldete sich Herr Mörsberger nochmals zum Wort. Nicht persönlich. Dazu war er zu sicher begraben. Aber durch eine schwarzgekleidete, hochgewachsene, ältere Dame, die sich dem Bürgermeister als Frau Rose Vanderbilt geb. Mörsberger aus Minneapolis vorstellte und ihn mit den dunklen, spähenden Augen eines Eichhörnchens so herausfordernd anschaute, als sähe Herr Mörsberger selbst vor ihm.

Ob die Bestattung nach dem Wunsche des Verstorbenen vor sich gegangen sei? „Im großen und ganzen ja“, hauchte der Bürgermeister und sog das Fliederparfüm der Frau Rose Vanderbilt, das er für Dollardunst hielt, mit gierigem Behagen ein.

„Was hat dieser Alt kommunaler Pietät gestiftet?“ fragte sie und entnahm ihrer Schlangenhauttasche eine Handvoll Dollarnoten.

„Ausgeschlossen!“ antwortete der Bürgermeister. „Ihr hochherziger Herr Vater war ein so verdienstvoller Bürger, daß wir diese letzte Pflicht der Dankbarkeit gern und umsonst erfüllt haben. Ich habe gerade gestern einen großen Gedenkstein in Auftrag gegeben.“

1. Müller
 2. Müller
 3. Müller
 4. Müller
 5. Müller
 6. Müller
 7. Müller
 8. Müller
 9. Müller
 10. Müller
 11. Müller
 12. Müller
 13. Müller
 14. Müller
 15. Müller
 16. Müller
 17. Müller
 18. Müller
 19. Müller
 20. Müller
 21. Müller
 22. Müller
 23. Müller
 24. Müller
 25. Müller
 26. Müller
 27. Müller
 28. Müller
 29. Müller
 30. Müller
 31. Müller
 32. Müller
 33. Müller
 34. Müller
 35. Müller
 36. Müller
 37. Müller
 38. Müller
 39. Müller
 40. Müller
 41. Müller
 42. Müller
 43. Müller
 44. Müller
 45. Müller
 46. Müller
 47. Müller
 48. Müller
 49. Müller
 50. Müller
 51. Müller
 52. Müller
 53. Müller
 54. Müller
 55. Müller
 56. Müller
 57. Müller
 58. Müller
 59. Müller
 60. Müller
 61. Müller
 62. Müller
 63. Müller
 64. Müller
 65. Müller
 66. Müller
 67. Müller
 68. Müller
 69. Müller
 70. Müller
 71. Müller
 72. Müller
 73. Müller
 74. Müller
 75. Müller
 76. Müller
 77. Müller
 78. Müller
 79. Müller
 80. Müller
 81. Müller
 82. Müller
 83. Müller
 84. Müller
 85. Müller
 86. Müller
 87. Müller
 88. Müller
 89. Müller
 90. Müller
 91. Müller
 92. Müller
 93. Müller
 94. Müller
 95. Müller
 96. Müller
 97. Müller
 98. Müller
 99. Müller
 100. Müller

Londoner Blattes theilt, um die Wiedererwedung einer Stadt, die für den Historiker von nicht geringerem Interesse ist als Baalbet oder Palmira, nur daß in diesem Falle die Ruinen unter der Erde begraben lagen, während sie bei den beiden andern Städten über dem Boden aufgefunden wurden. Apamea wurde von dem Diadochen Seleukus I. Nikator gegründet, der zwischen 306 und 280 v. Chr. über Syrien herrschte. Die Stadt liegt auf einem Hügel nahe dem Ufer des Drontes, etwa 50 Kilometer nordwestlich von Hama und 100 Kilometer südwestlich von Aleppo. Sie besaß in der erhöhten Lage ihrer Burg, die weithin einen herrlichen Ausblick über die Ebene von Chab genoß, ein Befestigungswerk von großer natürlicher Stärke. Die Burg ist noch heute von Mauern, die wahrscheinlich saragenischen Ursprungs sind, umgeben; heute birgt sie in ihrem Umkreis ein Dorf von 600 Einwohnern namens Kasaat-El-Mudil. Bruchstücke alter Skulpturen und Inschriften in griechischen und arabischen Schriftzeichen können auf Schritt und Tritt an den Mauern entdeckt werden. Eine breite Hauptstraße von 1½ Kilometer Länge durchzog die Stadt von Norden nach Süden; sie war von etwa 1000 Säulen und verschiedenen Baudenkmalern gesäumt. Eines dieser Denkmäler wurde als ein Tempel des Bacchus erkannt. Der Bau muß, wie seine Trümmer zeigen, ein herrliches Architekturdenkmal gewesen sein. Der größte Teil seiner Grundmauern, einschließlich einem bedeckten Säulengang und dem großen Hof mit den umgebenen Säulengängen wurde freigelegt. Die Säulen haben sich in dem Lehmbooden so wohl erhalten wie Fliesen in Bernsteine. Weitere Ausgrabungen förderten wichtige Teile von Skulpturen zutage, darunter ein großes korinthisches Kapitell, das mit Menschenköpfen geschmückt ist. Diese haben dem Architekten der Expedition Lacoste die Möglichkeit gegeben, die Fassade des Tempels zu rekonstruieren. Parallel mit der Hauptstraße und etwa 330 Meter von ihr entfernt, wurden die Trümmer eines Aquäduktes, der auf Bogen ruhte, ausgegraben. Auch große Mosaikfunde, die die Säulengänge des Tempels schmückten und insgesamt eine Fläche von 200 Quadratmeter bedeckten, wurden freigelegt. Sie unterscheiden sich sehr wesentlich von allen bis jetzt in Syrien aufgefundenen.

Es gibt noch Landsknechte — auf Java. Die alte Romantik der malerischen Landsknechtsracht gehört in den modernen Heeren zu jenen Merkwürdigkeiten, die längst verklungen sind. Aber es gibt noch einen Ort auf der Welt, wo sich dieser prächtige Ausdruck soldatischer Abenteuergeistes erhalten hat. Das ist auf Java in dem Reich des Sultans von Djokjakarta. Hier trägt die 800 Mann starke Leibwache des Sultans die alten Uniformen der Ostindischen Kompagnie, die ein seltsames Gemisch aus der Uniform der Landsknechte und der Tracht, wie sie etwa die „langen Kerle“ des Soldatenkönigs trugen, darstellen. Dieser altmodische Prunk einer kriegerischen Schaustellung tritt an einem Tage besonders sichtbar hervor, nämlich am Geburtstag Mohammeds, der in diesem dem Islam ergebenden Lande feierlich begangen wird. Das sonderbare Zeremoniell schildert Dr. Walther Schessen in der „Leipziger Illustrierten Zeitung.“ Am Geburtstag des Propheten zeigt sich der Sultan, der den Titel „Samangtu Buono“, „der Schoß der Welt“ führt, seinen Untertanen, die aus den entlegensten Teilen zu Tausenden herbeiströmen und auf dem großen viereckigen Marktplatz von Djokjakarta vor dem äußeren Schloßhof auf das Erscheinen der Prozession warten. Zuerst marchiert ein Trupp rotgekleideter Soldaten mit weißen Schürzchen, mit weißen Strümpfen und langen spitzen Karnevalsmützen aus dem inneren Palasthof heraus; mit würdigem Ernst tragen sie ihre alten Musketen mit aufgespaztem Seitengewehr, die keinen Schuß mehr abgeben können, aber ihnen doch ein kriegerisches Aussehen verleihen. Trommeln und Pfeifen erklingen nach alter Landsknechtsart, und in langsamen Schritt ziehen diese letzten Nachfahren der Söhne Brundsbargs vorüber. „Dann kommt der Sultan am Arm des Gouverneurs“, so schildert der Verfasser den Zug weiter, „mit ihm die Prinzen in Hoftracht, einen rotbraunen Sarong um die Hüften, alle mit bloßem Oberkörper, und die Schar armseliger Krüppel und Verwachsenen, die ein sprechendes Zeugnis der offenen fürstlichen Hand sein sollen. Dann wieder Soldaten, noch sieben Kompagnien unter der Führung von sieben Prinzen, Kavalleristen in hohen Stiefeln, Lanzenträger mit bloßen Füßen und vergoldeten Armen und Gesichtern und dann ein ungeordneter Haufen einfacher Untertanen, die auf großen Traggestellen die Reisberge zur Moschee bringen, damit sie dort geweiht werden, und Allahs Segen auf der Ernte ruht. Und wieder ziehen neue phantastisch-gekleidete Soldaten an des Sultans Thron vorbei, senken ihre Fahnen feierlich zu Boden und schwenken um, zum Tore hinaus . . .“

Verlag der G. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.
